

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 19

Artikel: Mutter
Autor: Siebel, Johanna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638056>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 19 - 24. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

12. Mai 1934

Mutter. Von Johanna Siebel.
(Zum Muttertag.)

Was wollen Mutteraugen?
Sie wollen still behüten
Das Kind, dass einst ein Segen
Erwächst aus Frühlingsblüten.

Was wollen Mutterhände?
Sie wollen führen, leiten
Das Kind, bis sicher schreitet
Sein Fuss in eigene Weiten.

Was wollen Mutterherzen?
Ach! Ihnen eingeschrieben
Vom Leben bis zum Tode
Ist: immerdar zu lieben.

Heimat. Erzählung von Jakob Bosshart.

Copyright by Grethlein & Co. A. G., Zürich.

Ein enges Stübchen, wie es die Bauern sich oft neben der Wohnstube einrichten, um für den verborgensten Teil ihres Lebens einen Schlupfwinkel zu haben, wo sie sich mit ihren Gedanken einschließen und ihre spärlichen Briefe aufsetzen, wo sie in eichenem Wandschränken ihr Geld aufbewahren, wo auf einem Stuhl die Bibel für ungewöhnliche Stunden bereitliegt. In diesem Stübchen saß hemdärmelig der Tobelbauer Hans Schollenberger, von Gedanken schwer auf den Stuhl niedergedrückt. Er fuhr sich mit den Fingern ab und zu durch den Bart und starrte bald zu den sorgfältig geschlossenen Fenstern hinaus, bald auf einen Brief, der ausgebreitet auf dem abgegriffenen Tische lag.

Er hatte den Brief dreis-, viermal gelesen, und es war nicht aus Mangel an Verständnis, wenn sein Blick immer wieder zu ihm zurückkehrte. Seine Stirne glänzte von Schweiß, so sehr hatte ihm das Stück Papier zugesetzt.

Wie ein Versucher, wie Satan selber, war es an ihn herangetreten, es hatte ihm mit Goldklang ins Ohr geläutet, die Habgier in ihm angefacht und gegen die Liebe zu seinem Boden gehehrt, in ihm einen Streit angezündet, der sein Innerstes aufwühlte.

In dem Briefe bot sich die Regierung an, den Tobelhof zu kaufen, und nannte einen Preis, der über alle Träume des Bauern weit hinausprang. Den Zweck, den sie verfolgte, nannte sie nicht, aber er war kein Geheimnis. Seit langer Zeit hatte man davon gesprochen, den Hof in einen See zu verwandeln und so einen Kraftsammler für ein großes elektrisches Werk zu gewinnen. Der Bauer war also auf den Brief vorbereitet, wurde nun aber doch davon überrascht, ja erschreckt; denn wenn ein Gedanke,

den man lange als Hirngespinnst eingeschätzt und belächelt hat, plötzlich lebhaftig und greifbar sich vor einen hinstellt und einem unverwandt in die Augen glockt, wirkt er unheimlich wie ein Gespenst.

Der Tobelhof lag in einem einsamen, schluchtartigen Tal, rings von schwarzem Tannenwald überdunkelt. Das Haus, aus rotem Fachwerk gebaut, stand hart am Wildbach, der ungestüm vorbeiströmte und nach starken Regengüssen zum Fluß answoll. An das Haus lehnte sich, mit ihm wie zu einem Wesen verwachsen, ein mächtiger Rußbaum, und ringsum standen alte, von den rauen Wintern knorrig und gichtisch gewordene Apfel-, Birn- und Zwetschgenbäume. Weiterhin dehnten sich Matten und etwas Aderland aus, magerer, geiziger Boden, der nichts umsonst gab und sich auch die kleinste Frucht mühsam abringen ließ. Ins freie Land hinab, das man hinter einem Einschnitt des Waldes ahnte, führte ein schmaler Fahrweg. Er lag mit dem dämonischen Bach in beständiger Fehde und war im Frühjahr nach der Schneeschmelze stets übel zugerichtet.

Den Tobelhof bewohnten seit Menschengedenken die Schollenberger, rechtschaffene, durch das Leben in der Einsamkeit etwas schrullig gewordene, in sich gefehrte Bauern, die immer spät zum Heiraten kamen, weil sich nicht leicht ein Mädchen für den entlegenen Hof werben ließ, und die oft früh verwitweten; denn nur die auf dem Hof Geborenen und Aufgewachsenen ertrugen auf die Dauer die langen, strengen Winter, den rauen Wind, der stets dem Bach entlang zog, das ewig gleiche Einerlei des Gehöftes und das wortfarge, fantige Wesen der Tobelhofleute.

Gewöhnlich befanden sich auf dem Hof auch eine oder